



Manche Spitäler legen auf die Kulinarik grösseren Wert als auf die Betreuung der Patienten.

KARIN HOFER / NZ

# Meine Reise ins eigene Innere

Wie ich auf einer Odyssee durch die Krankenhäuser von Basel bis Stans mich selber und die Schweiz erst richtig kennenlernte. Ein kleiner Baedeker mit Tipps und Noten. Von Thomas Hürlimann

Es gibt Gourmet- und Weinführer, Buchrezensionen und Theaterkritiken, aber bei einer Reise durch die Spitäler müssen Sie ohne Baedeker auskommen. Gewiss, im Internet melden sich auch Patienten, doch fehlt ihnen Urteilen das Entscheidende: die Möglichkeit des Vergleichs. Man ist erst dann ein Weinkenner, wenn die Zunge ganze Jahrgänge abgeschmeckt hat; der Restauranttester frisst sich unentwegt durch sein Schlaraffenland; kein Rezensent wüsste zu sagen, wie viele Romane er verrissen hat.

Sie alle brennen für ihr Fach, und es ist die Flamme der reichen Erfahrung, die auf ihre Bewertungen den Schein der Objektivität wirft. Deshalb wurde die Spitalkritik nie zu einer anerkannten Disziplin. Einzig ihr Erfinder, der französische Dichter Paul Verlaine, lag in so vielen Spitalern, dass er seine Erlebnisse in einem Bändchen mit dem schönen Titel «Meine Spitäler» zusammenfassen konnte. Verlaine, der als Poet und Clochard ein bewegtes Leben führte und einmal sogar auf seinen Freund Rimbaud schoss, liess dem Spital- einen Knastführer folgen. «Meine Gefängnisse», woraus zu entnehmen ist, dass es im Frankreich jener Zeit, am Ende des 19. Jahrhunderts, keinen grossen Unterschied machte, ob einer in einer Zelle oder in einem Krankensaal eingesperrt war.

Heute ist das anders, zumindest in der Schweiz. Hiesige Spitäler spielen sich gern als Hotels auf, deren Küche beim «Michelin» mit einem Stern rechnen könnte, aber am eigenen Leib erfährt ich: Eine Garantie für gute Pflege ist das nicht. Wo sie stolz den Kochlöffel schwingen, wird bei einer Blutabnahme hilflos nach der Vene gestochert. Ich will daraus keine Regel ableiten, und seien Sie versichert: Anspruch auf Objektivität erhebe ich sowieso nicht. Kann ich nicht erheben. Denn wie der Gastrokritiker nicht nur die Lammkeule, sondern auch den Koch sezziert, soll der Spitalkritiker nicht nur die Matratzenqualität, sondern auch die Ärzteschaft bewerten, und nehmen Sie es mir bitte nicht übel: Da werde ich mich so zurückhaltend äussern wie Verlaine – der Patient muss ja stets darauf gefasst sein, wieder unter das Messer des kritisierten Chirurgen zu geraten ...

## Universitätsspital Zürich, Urologie

Die Da-Vinci-Methode wurde ursprünglich für die Raumfahrt entwickelt. Entzündet sich draussen im

All ein Blinddarm, schlitzt sich der einsame Astronaut die Bauchdecke auf und schiebt einen kleinen Roboter darunter. Dessen Kameraauge sendet die Aufnahmen der inneren Organe zur Erde, nach Houston, und ein Chirurg, der dort am Bildschirm sitzt, überträgt seine Handgriffe durch einen Steuerknüppel auf die Mikrogriffe des Roboters – der Astronaut wird zugleich im Weltraum und auf der Erde operiert. Das technische Wunder, entwickelt für den Krieg der Sterne, wurde bald auch in den OP-Sälen angewandt, zum Beispiel an meiner verkräfteten Prostata. Beim Vorgespräch wurde ich über den Vorgang genau informiert, und PD Dr. Schmid versicherte mir, dass ein leichter Tremor, ausgelöst durch seinen Morgenkaffee, vom System ausgeglichen werde. Alles funktionierte perfekt, und das war deshalb bemerkenswert, weil der Tumor weit über die Kapsel hinausgewuchert und auf der Skala I (harmlos) bis 10 (aggressiv) eine Nummer 9 war – noch vor wenigen Jahren wäre ich daran gestorben. PD Dr. Schmid hat mein Leben gerettet. Ich halte mich an das Drei-Sterne-Prinzip des «Guide Michelin» und gebe ihm für die Prostataresektion das Maximum: \*\*\*.

## Universitätsspital Zürich, Kardiologie

Jene ersten Erfahrungen als Patient liegen sieben Jahre zurück, und eine präzise Erinnerung habe ich nur an das Gefühl einer totalen Verwandlung. Nach der Entfernung meiner inneren Geschlechtsorgane wurde ich das Gefühl nicht los, eine Riesenkaulquappe geworden zu sein, die in ein neues Leben hineinschwimmen sollte. Ein Kastrationstrauma? Oder lag es daran, dass ich während des Eingriffs stundenlang in der Schräge gelegen hatte, Kopf nach unten? Panik. Künstliche Beatmung, Spritze, Dunkel ... und dann fragte mich ein Arzt im offenen Weisskittel: «Möchten Sie einen Espresso?»

Das war Professor Dr. Lüscher, damals der Chef der Kardiologie, und wenn er mir vertraute, ein Tässchen zu halten, konnte die Verkaufquappung nicht total sein, ich musste noch Hände haben. Tatsächlich gelang es mir, durch die vom Beatmungsschlauch aufgebraute Speiseröhre einen Schluck Kaffee rinnen zu lassen. Ein Ostererlebnis. Von der Kaulquappe zum Menschen. Für die nette Aufweckung verdient Prof. Dr. Lüscher ebenfalls das Maximum meiner Bewertung: \*\*\*.

## Universitätsspital Zürich, Nordtrakt II, achte Etage, Urologie

Elena Jauch, eine wunderbare Pflegefachfrau (was für ein grässliches Wort!), und ihre Kolleginnen unterstützten mich bei den ersten Schritten; Pfleger Meier, ehemals Velorennfahrer, gab mir gute Tipps; PD Dr. Schmid visitierte mich sogar am Wochenende und nahm sich jeweils ein wenig Zeit, um mit dem Patienten zu plaudern. Dr. Schmid spielt Klarinette und liest Latein wie unsereiner Deutsch. Unangenehm war nur eine Psychologin. Sie befahl mir kumpelhaft, Wörter wie «Windel» oder «Gummihose» auszusprechen.

Das USZ besteht aus mehreren Kliniken, die durch ein Kanalsystem in den Kellern miteinander verbunden sind. Hier war ich täglich unterwegs – mal hatte ich einen Untersuchungstermin in der Kardiologie, mal einen in der Radioonkologie. Früher soll das Pflegepersonal die Patienten transportiert haben, die Spitalpolitiker jedoch, stets auf Kostensenkung aus, haben das funktionierende System zerstört und einer externen Firma übertragen. Auf meiner ersten Tour wurde ich im Rollstuhl in einem zugigen Korridor vergessen und erst nach Stunden gerettet. Frau Müller (von der Kardiologie) hatte sich als Einzige meiner angenommen und telefonierte geduldig im Riesengehäuse herum, bis mich ein Rollstuhlschieber namens Abdullahi in den Nordtrakt II zurückbrachte.

Frau Müller ist Deutsche, und Ihr Rezensent möchte mit aller Deutlichkeit festhalten: Ohne die Deutschen wäre man in den Schweizer Spitalern verloren. Zugegeben, manchmal sind sie etwas herrisch. Nu pullern Sie mal! Aber: niemals griesgrämig. Die Nachtschwester, die auf Ihr Klingeln hin mürrisch ins Zimmer schlurft, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Einheimische, keine Ausländerin. Deutsche sind in der Spitalmedizin meistens kompetenter, fast immer aufmerksamer als Schweizer – meine Rettung durch Frau Müller war kein Zufall.

Tipp Ihres Spitalrezensenten: Nehmen Sie auf Ihren Touren durch die Unterwelt des USZ stets die Telefonnummer Ihrer Station, das Handy und genügend Trinkgeld mit. Stecken Sie Ihrem Rollstuhlschieber einen Zehner zu – damit erhöhen Sie die Chance, Ihr Ziel zu erreichen.

In meiner Erinnerung an das Zürcher Unispital überwiegt das Positive. Die Ärzte erstklassig, das Personal freundlich, das Essen mässig, das outsource-Transportsystem eine Zumutung, die Aussicht hinreissend. Es war ein Samstagabend im späten August, als ich es schaffte, mich auf den Balkon des Betonhochhauses zu schleppen. Als Riesenkaulquappe stand ich hoch über der Stadt und konnte plötzlich atmen, durchatmen. Ich sah im Licht der sinkenden Sonne die Gleise des fernen Hauptbahnhofs glänzen, sah tief unter mir den Verkehr fließen, die Tramschienen und Oberleitungen glitzern und hatte auf einmal das Gefühl, wieder verwoben zu sein ins Nervengeflecht der sommerlichen Stadt. Ich war nicht mehr der Alte. Der Alte würde ich nie mehr sein, aber ich hatte wieder ein pumpendes Herz und gute Lungen und konnte mich, an den Infusionsständer geklammert, aufrecht halten, bis die Sterne erschienen. USZ, Urologie: \*\*.

## USZ, Radioonkologie

Ein halbes Jahr nach der OP, im Winter 2013, unterzog ich mich einer ambulanten Strahlentherapie. Als Prostatakrebs hatte man mit gefüllter Blase anzutreten, und da es nicht ganz einfach war, dem wachsenden Druck standzuhalten, fand ich mich jeweils eine Stunde vor dem Termin im Wartesaal ein und tankte einen Liter Flüssigkeit. Zur selben Zeit erschien auch Mr. Sprogg, ein Gesundheitstourist aus London. Er hätte im britischen Gesundheitssystem nicht überlebt, erklärte er mir, deshalb sei er für einige Monate nach Zürich gezogen, um sich hier operieren und bestrahlen zu lassen. Wir verstanden uns bestens, denn beide hatten wir schon Besseres gegessen als das destillierte Wasser, das wir nun jeden Nachmittag in uns hineinschütteten, insgesamt drei- unddreissigmal.

So international die Klientel, so international war auch die Besatzung der Station (Stand vor sechs Jahren): Dr. Nadjafi, der Oberarzt, war ein gebürtiger Iraner, die Ärztin eine Deutsche, die Oberschwester eine Britin, die Strahlentherapeutinnen kamen von den Philippinen und aus Holland (Frédérique!). Was hatten sie für sanfte, liebe Hände! – und das asiatische Lächeln, das einen empfangt, wenn man aus dem Ofen wieder herausurte, war das schönste von Zürich. Klar, die Sprache im fensterlosen Untergrund war hauptsächlich Englisch, und nie werde ich den Innerschweizer Äpler vergessen, der weder seine Einweisungspapiere noch die Strahlentherapie verstehen konnte. «Das isch d Hell», flüsterte er mir zu. «Hilf mer.»

Jeweils am Mittwoch erhielt der Patient einen Termin bei Dr. Nadjafi. Dann sass wir Seite an Seite und starrten auf den Bildschirm. Dr. Nadjafi beschwor wie ein Zauberer meine Eingeweide, stets verliess ich ihn gestärkt, und die Kritik Ihres Rezen-

Inzwischen hat die Aufklärung auch die Eingeweide erreicht. Arzt und Patient können gemeinsam in das illuminierte Innere sehen, ein Jenseits gibt es nicht mehr.

moderne Medizin. Früher hatte der Arzt seine Autorität aus einem Jenseits bezogen, das dem Patienten verschlossen war: aus dem Inneren des Körpers. Inzwischen hat die Aufklärung auch die Eingeweide erreicht. Arzt und Patient können gemeinsam in das illuminierte Innere sehen, ein Jenseits gibt es nicht mehr (wie in der heutigen Theologie, Wirklich? Die Schlange, die sich um meinen Herzbaum wand, entsprach einem Urbild, und vielleicht, wer weiss, werden wir eines Tages aus unserem Gesundheitsparadies vertrieben.

Im Insepsital (Stand Februar 2018, damals im Umbau) befanden sich Maternität und Kardiologie im selben Trakt. Dort das Erläuben, hie das Welken. Dort das Morgen-, hie das Abendland. Dort ein lärmiger Basar, eine fröhliche Lebensfeier, dunkle Schleier, rote Babys, schwarze Schnurrbärte, und hie wir Schweizer, die, an Atemmaschinen angeschlossen, mit kleinen Schritten, nassen Augen und hängenden Unterlippen durch die Stille der Gänge tippelten. Mein Zimmer war eine Betonkammer, dafür gibt's einen Stern Abzug, die Pflege hingegen war ausgezeichnet. Mütterliche Frauen – in meiner Vorstellung waren sie direkt der Käseerei in der Vehr Freude entsprungen – haben uns aussterbende Schweizer Knaben liebevoll betreut. Kardiologie Insepsital Bern: \*\*.

Am Pfingstmontag, nach einer Wanderung, versuchte ich vergeblich, eine volle Blase zu entleeren. Harnverhalt. Das Problem kannte ich. Hatte auch ein Mittel dagegen: Pfeffer inhalieren und mit einem Niesanfall den Uroflow wieder auslösen. Nieste mir die Seele aus dem Leib. Kein Tropfen. Alles dicht. Ab nach Baar.

## Zuger Kantonsspital, Baar, Notaufnahme

Hier musste ich erst einmal warten, bis sie völlig harmlose Fälle (Verstauchung nach Velounfall, Insektenstich, Sonnenbrand, verdorbener Magen) abgearbeitet hatten. Dann erschien zum Glück eine deutsche Ärztin, begriff sofort, was mit mir los war, und erlöste mich mit einem Blasenkathe- ter von meinen Schmerzen. Das Spital ist relativ neu und steht mitten auf einer Wiese, aber die Kojen der Notaufnahme sind fensterlos und derart eng, dass man in der künstlichen Bunkerluft kaum atmen kann. Verdammst nochmal, leidet dieses Land immer noch an seiner Reduit- und Luftschutzkeller-Neurose? Zwei Sterne Abzug für die zu lange Wartezeit und die Architektur. Notaufnahme Zuger Kantonsspital: \*.

## USZ, Urologie

### (zweite Beurteilung)

Die Ärztin in Baar gab mir den Rat, möglichst bald das USZ aufzusuchen, wo man mich vor zwei Jahren zum zweiten Mal bestrahlt hatte. Der Assistenzarzt, an den ich verwiesen wurde, zeigte sich an meiner Krankengeschichte desinteressiert, und um die Geschichte abzukürzen: Nach der Entfernung des Blasenkathe- ters erfolgte bald der nächste Harnverhalt, wieder Baar, wieder Zürich, wieder Baar, wieder Zürich. Nach der dritten oder vierten Verstopfung hätte ich darauf bestehen müssen, dass sich das Tumorboard meiner annimmt, aber eben, die alten Muster gelten immer noch. Auch in einer aufgeklärten Gesellschaft leben die Götter weiter, nun als extraterrestrische, für uns Sterbliche unerreichbare Tumorboard-Besatzung. Urologie USZ und Tumorboard: null Sterne.

In dieser Zeit musste mein Buch «Heimkehr» fertig werden, und aus Frankfurt reiste Jürgen Hosemann an. Während ich im Stehen die letzten Seiten schrieb (Sitzen ging nicht mehr), unterzog er den Roman einem strengen Lektorat. In fünf Tagen brachten wir alles in die richtige Form, dann reiste Hosemann ab, das Manuskript in der Tasche, aber in der Nacht fielen mir noch ein paar Änderungen ein, und aufgeregt reiste ich Hosemann hinterher. Nach einem weiteren Lektoratstag in Frankfurt hätte ich unverzüglich heimkehren und mich im USZ einliefern sollen, meine Sehnsucht jedoch trieb mich weiter, nach Berlin, zu Katja.

## Rettungsstelle Vivantes-Klinikum, Berlin Friedrichshain

Harnverhalt. Rasch wachsende Schmerzen. Bei der aufgesuchten Rettungsstelle grosser Andrang. Terzo Mondo. Hinter dem Schalter ein picknickende Sanitäter, der weder auf die Klingel noch auf das Klopfen schwarzer Fäuste an seine Scheibe reagierte.

Tipp des Rezensenten: Rettungsstelle Friedrichshain unbedingt meiden!

Katja, die mich im Berliner Osten auskennt, hatte zum Glück den rettenden Einfall: